

Thomas Alkemeyer

»Es ist alles wieder offen«

Rede zur Absolventenfeier 2018

Liebe Absolventinnen und Absolventen,
verehrte Anwesende,

vor mehr als 50 Jahren, 1965, knarzte wütend ein junger amerikanischer Singer-Songwriter und Lyriker ins Mikrofon: »but even the president of the United States sometimes must have to stand naked«. Der Mann hieß Bob Dylan. Seine Songzeile hat Kultstatus bis heute. Sie verlieh dem Geist einer Epoche eine ins Ohr gehende, sinnliche Gestalt: Es ging damals, zunächst und vor allem an den Universitäten, dann auch weit über diese Bildungsinseln hinaus, um das Entlarven alter Autoritäten. Ich selbst habe in einer Zeit zu studieren begonnen, die politisch, kulturell und stilistisch noch stark von den Nachwehen der unterdessen selbst zu einem Mythos gewordenen Kulturrevolution von 1968 geprägt war. »Unter den Talaren – Muff von tausend Jahren«, vor allem dieser Spruch wurde zum Kurzprogramm der Deutschen der 1968er Generation. In Umlauf gekommen war er bereits 1967: Am 9. November protestierten Studierende auf den Straßen von Berlin und anderswo gegen den Schah. Im Audimax der Hamburger Universität sollte an diesem Tag die feierliche Rektoratsübergabe stattfinden. Am Eingang hatten sich die beiden AStA-Vorsitzenden Detlef Albers und Gert Hinnerk Behlmer postiert. Als die Professoren eine Treppe hinunterstiegen, huschten sie vor den Zug der schwarzen Talare und weißen Halskrausen und entrollten ihr berühmtes Transparent. Die ahnungslosen Würdenträger schritten allerdings unbeeindruckt weiter, denn sie konnten den kecken Reim nicht lesen. Er wurde zum Sinnbild für den Protest gegen das sogenannte »Establishment«, gegen die verdrängte Nazivergangenheit, gegen Spießertum und Doppelmoral.

Symbole und Rituale, die eine Verbindung herstellen sollten zwischen den Universitäten und ihren Absolventinnen hatten in dieser Zeit keinen Platz mehr. Sie standen für das Alte, Verstaubte, Sinnentleerte und Reaktionäre – zu sentimental, zu pompös, inhaltsleer und überflüssig. Studienabschlusszeugnisse und Promotionsurkunden wurden bisweilen auf dem Postweg überbracht, wenn man sie sich nicht gelegentlich in irgendeinem Sekretariat abholte. Viele von uns fanden das im Prinzip richtig: Alles Ehrwürdige sollte nun endlich verdampft und entweiht werden – wie die Religion in Marx und Engels *Kommunistischem Manifest* von 1848.¹

Das jedenfalls sagte uns der Verstand. Gefühl und Herz kamen da allerdings nicht immer mit: So nüchtern und prosaisch sollte es dann vielleicht doch nicht sein. Immerhin markierte der Studienabschluss auch damals eine neue Stufe im Lebenslauf. Die weitaus meiste Zeit unseres Lebens hatten wir, und dies zumeist viel länger als Sie heute, in Bildungsinstitutionen verbracht, und dann nahm vom Abschluss kaum jemand Notiz. So verständlich und wichtig die aus dem Geist von 1968 entsprungene Entritualisierung auch gewesen sein mag – sie hinterließ doch auch ein emotionales Vakuum und die Verarmung einer Kultur der Anerkennung für Geleistetes.

Meinem Eindruck nach haben es vor allem Reformuniversitäten wie unsere Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg, deren Gründung ausgerechnet in die 1970er Jahre fiel, auf schöne Weise geschafft, Anlässen wie Jubiläen, Ehrungen oder Abschlussfeiern eine gewisse Feierlichkeit und Würde zurückzugeben, ohne zu versuchen, die Zeit der Talare, der weißen Kragen und der Doktorhüte zu reinszenieren. Klar, auch eine Universität wie unsere hat ihre Hierarchien, aber sie kann und möchte keine *Alma Mater* alten Stils sein; ihr Stil ist viel eher ein Stil der flachen Hierarchien und der Ungezwungenheit. Ihre Zeugnisübergaben sollen durchaus erbaulich sein, aber nicht majestätisch; festlich, aber nicht steif; mit einer gewissen Form, aber nicht förmlich; seriös, aber nicht bierernst.

Genau diese Mischung entspricht meiner Ansicht nach dem Anlass: Nach einem allgemein üblichen Verständnis symbolisieren Abschlüsse wie Bachelor, Master oder Promotion das Ende eines alten und den Beginn eines neuen Lebensabschnittes. Das in der modernen Gesellschaft recht langgestreckte psychosoziale Moratorium der Jugend sei nun unwiederbringlich vorbei, so hört man allenthalben. Nun haben Sie, meine verehrten Absolventinnen und Absol-

1 Marx, Karl und Engels, Friedrich: *Das Kommunistische Manifest*. Berlin 2003.

venten, an einer Fakultät für Human- und Gesellschaftswissenschaften studiert, zu deren vornehmsten Anliegen es gehört, nicht nur fit zu machen für den Beruf (selbstverständlich auch dies), sondern auch alles und jedes kritisch zu befragen, was ihnen als selbstverständlich begegnet und so den Status einer unverrückbaren Naturtatsache gewonnen hat. Allein ein solches Nachdenken – Reflexion – lässt, so predige ich es jedenfalls beharrlich, den Gedanken zu, dass es auch ganz anders sein könnte. Es eröffnet Spielräume.

Warum sage ich das? Nun, geisteswissenschaftliche Forschung betrachtet die Ordnung, in der wir uns eingerichtet haben, als ein Gebilde, das immer wieder aufs Neue hergestellt, gemacht oder – wie wir sagen würden – sozial konstruiert wird. Dies betrifft auch Übergänge wie den von der Universität auf den Arbeitsmarkt. Eine geisteswissenschaftliche Frage lautet dann: Aus welchen Gründen und wie wird eine bestimmte Lebensphase – zum Beispiel mit einer Abschlussfeier – überhaupt als ein Übergang markiert, bedeutsam und wichtig gemacht. Von wichtig zu gewichtig ist es bekanntlich nur ein kleiner Schritt. Und wir wissen alle, dass Gewicht auch eine Last, eine Bürde sein kann. Ein wichtig und damit gewichtig gemachter Übergang fühlt sich gut an, wenn man ihn erfolgreich gemeistert hat. Er ist aber auch mit Normalitätsannahmen verbunden, zum Beispiel mit der Erwartung, dass man nun, in der neuen Lebensphase, auch einen Beruf ergreife, der einem Hochschulabschluss würdig ist, anstatt beispielsweise Straßenmusikerin zu werden und Impro-Theater zu spielen. Man würde dann in vielen Fällen nicht nur seine Angehörigen und Freunde, sondern womöglich auch sich selbst enttäuschen. Das also, worauf man mit Recht stolz sein darf, der Abschluss einer das eigene Leben nachhaltig beeinflussenden, langen Studienzeit, kann auch leicht als eine Verpflichtung dazu erlebt werden, einen mit dem Abschluss vermeintlich vorgebahnten Weg weiter zu gehen. Geisteswissenschaftlerinnen bezeichnen solches, Sie wissen dies, gern als Ambivalenz.

Zwar heißt es oft, Ambivalenz, mangelnde Eindeutigkeit, der Verlust von Gewissheiten seien ein Problem, ich möchte hier aber betonen – und das ist meine eigentliche Botschaft –, dass Ambivalenz immer auch etwas Befreiendes hat. »Es ist alles wieder offen«, das ist meine Message, schamlos gestohlen von den *Einstürzenden Neubauten*, jenen genialen Dilettanten um Blixa Bargeld, die immer dann einen ungewöhnlichen Weg einschlagen, wenn man es am wenigsten erwartet. Sie, meine lieben Absolventinnen und Absolventen, bewegen sich mit ihrem Abschluss in einer – wie Kulturanthropologen sagen – liminalen Schwel-

lenphase, in der sie mit einem Teil ihrer selbst aus der Vergangenheit heraustreten, ohne schon wieder in eine festgezurzte Zukunft eingetreten zu sein. Sie sind, mit anderen Worten, Grenzgänger auf Zeit, für den Moment »völlig losgelöst«.

Schwellenphasen sind Möglichkeitsräume. »Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will«, schreibt Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften*, »muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz, nach dem der alte Professor immer gelebt hatte, ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt«, fährt Musil fort,

dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: [...] und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein.²

Wenn Sie, meine lieben Absolventinnen und Absolventen, nun in eine neue Phase Ihres Lebens eintreten, dann – und das möchte ich Ihnen insbesondere mit auf den Weg geben – respektieren Sie den Wirklichkeitssinn, denn dieser Sinn hat, so Musil, ganz ohne Zweifel »seine Daseinsberechtigung«. Aber kultivieren Sie – im Geiste Musils und der *Einstürzenden Neubauten* – bitte auch Ihren Möglichkeitssinn. Es würde mich sehr freuen!

»Ein bisschen Future / Zum Verspielen, ja?«, heißt es, nein nicht beim alten Bob Dylan, sondern bei den jungen Musikern von *Bilderbuch*. Man muss ihnen unbedingt zustimmen.

In diesem Sinne: Danke, dass Sie bei uns waren, dass Sie vermutlich mit einem Teil ihrer Persönlichkeit stets bei uns bleiben werden! Und wie schön, dass Sie nun auch die Möglichkeit haben, sich für die Zukunft anders zu entwerfen.

Ich wünsche Ihnen dabei alles, alles Gute und – selbstverständlich – viel Erfolg.

Literatur

Marx, Karl und Engels, Friedrich: *Das Kommunistische Manifest*. Berlin 2003.

Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek bei Hamburg 1987.

2 Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek bei Hamburg 1987. S. 16.